



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

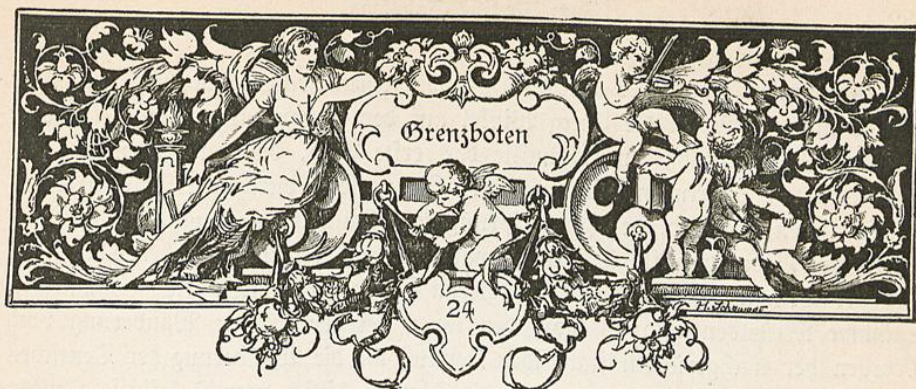
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum Wettiner-Jubiläum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum Wettiner-Jubiläum



In diesen Tagen wird das Königreich Sachsen eine Gedenkfeier nicht gewöhnlicher Art begehen, bei der unsre Vorstellungen zurückgehen in die graue Nebelzeit, wo im deutschen Norden die Menschen und Dinge erst stellenweise und meist in schwachen Umrissen an das Licht der Geschichte heraustreten. Es handelt sich zunächst um das erste bestimmte Auftauchen des Fürstengeschlechts, das dort die Krone trägt, und um die Urfanfänge des Staatswesens, an dessen Spitze es steht, in zweiter Linie um die acht Jahrhunderte lange Aufeinanderfolge wechselvoller Schicksale und Ereignisse, die das geschichtliche Leben beider bilden. Sollen wir uns an dem Jubiläum beteiligen? Wir denken: ja und gern, zumal da auch unser Kaiser es durch sein Erscheinen bei dem Mittelpunkt der Festlichkeiten ehren wird. Ja und gern, wenn auch nicht im Sinne der Reise, für die das grüne Gewölbe und der Königstein hochbedeutsame Dinge sind, die sich selbst für August den Starken zu begeistern vermögen, weil er Hufeisen zerbrechen konnte, und denen die Teilung Sachsens und die Ereignisse von 1866 mit ihren Folgen für die Stellung des Landes noch heute am Herzen fressen. Auch das Alter der Dynastie allein würde uns nicht in besonders feierliche Stimmung versetzen; denn einmal wissen wir von den frühesten Wettinern kaum mehr als ihre Namen, dann besteht der eigentliche Wert alten Adels doch vorzüglich darin, daß er auf eine lange Reihe bedeutender Ahnen zurückblicken und dabei an das Gesetz des Atavismus denken kann, und ferner reichen alle Fürstenhäuser Deutschlands weit in die Vergangenheit zurück; der Tassilo der Hohenzollern lebte mehr als hundert Jahre vor dem ersten bekannten Uraltervater der Wettiner, und das vom hannoverschen Throne gefallne Welfengeschlecht wollte noch älter sein. Und deshalb darf unser Rückblick auf die älteste Zeit des sächsischen Fürstenhauses auch kurz sein.

Am untern Laufe der Saale blickt von einem roten Porphyrfelsen über dem Städtchen Wettin die Burg Winkel auf den Stromspegel hinab. Sie ist als das Stammschloß jener Familie das erste Bild, das uns beim jetzigen Jubiläum vor die Augen tritt, erinnert aber zugleich durch ihre Lage an einen geschichtlichen Vorgang, der für Ursprung und Zusammensetzung des sächsischen Volkes von Bedeutung ist. Die Saale war einst der Grenzfluß zwischen Thüringen und der Ostmark, die Völkerscheide, die im frühen Mittelalter die germanischen Stämme Mitteldeutschlands von den ihnen bei der großen Wanderung vom Morgen her nachgerückten slawischen trennte, bis die Wanderung der Deutschen einen rückläufigen Gang nahm, und die Slawen östlich vom Salzflusse allmählich derart mit ihnen verschmolzen, daß sie auch ihre Sprache und Sitte annahmen. Mit dem Jubiläum feiern wir also auch die Anfänge dieses Prozesses. Er hat ein Mischvolk ergeben, das sich neben den andern Stämmen des Reiches allezeit mit Ehren sehen lassen konnte, und dessen Schuld es nicht ist, wenn es unter ihnen nicht die Führerrolle gewonnen hat. Das zweite Bild, auf das uns die Festtage hinweisen, ist der große Reiterzug in Sgraffito, der die Dresdener Augustusstraße schmückt, die Ahnengalerie des albertinischen Zweiges der Wettiner. Begleiten wir sie mit einigen Erinnerungen an den Charakter und die Leistungen der Hauptpersonen in der stattlichen Reihe. Sie mögen die Frage beantworten, ob man in allen Jahrhunderten der Entwicklung Sachsens Ursache gehabt hätte, ein Jubiläum wie das heutige im Sinne eines Jubelfestes zu feiern. Nachdem die Wettiner unter Kaiser Heinrich dem Vierten die Mark Meißen erhalten hatten, entwickelten sie sich allmählich zu mächtigen Herren. Die junge thüringische Kolonie im Wendenlande gedieh unter den rührigen Händen ihrer Bevölkerung und bei der reichen Erzbeute, die man dem Schoße des Gebirges abgewann, rasch zu wirtschaftlicher Kraft und Bedeutung, und als das regierende Haus in der Person Heinrichs des Erlauchten die Landgrafschaft Thüringen und unter Friedrich dem Streitbaren den Kurhut des zerfallenen alten Herzogtums Sachsen erwarb, schien es einer großen politischen Zukunft sicher zu sein. Allein es fehlte dem Geschlechte an weitem Blick und hohem Sinn, und unkluge Teilungen sowie Bruderkriege hemmten wiederholt das Wachstum des Staates, der, nachdem die Albertiner sich von den Ernestinern getrennt und den Kurhut verloren hatten, zunächst in seiner albertinischen Hälfte alle Bedeutung einbüßte, während die andre die Heimat der Reformation wurde. Da nahmen die Dinge plötzlich eine andre Wendung. Herzog Moritz, der größte Geist, den die Dynastie erzeugt hat, tritt auf die Bühne und erhebt das Land binnen kurzem zur ersten Macht des Protestantismus. Genial als Krieger wie als Diplomat, erreicht er gewaltige Erfolge, ist aber und bleibt bis zu seinem frühen Tode doch nur darauf bedacht, seinen Landbesitz zu wahren, abzurunden und möglichst selbständig zu machen, wozu ihm jedes Mittel recht ist. Eine nationale Politik liegt ihm ebenso fern wie

Begeisterung für seinen Glauben, und niemals erhebt sich sein Ehrgeiz zum Streben nach einer neuen Gestaltung des Reiches und einem protestantischen Kaisertum. Unter seinem Nachfolger wird der kursächsische Staat ein Muster der Verwaltung und der Sorge für Wissenschaft und Unterricht, und nicht ohne Grund nennt das dankbare Volk den Begründer dieses goldnen Zeitalters Vater August. Aber statt die dringende Verpflichtung zu begreifen, in Eintracht mit den andern evangelischen Ständen der habsburgischen Weltmacht gegenüber zu treten, treibt er als orthodoxer Lutheraner die Kryptocalvinisten aus seinem Lande und kündigt mit seinem Konfordinenbuche den Reformirten die Freundschaft. Taub für die Hilferufe des großen Draniers und für die schwere Bedrängnis der niederrheinischen Glaubensbrüder, schließt er sich dem Hause Oesterreich an, in dessen Lager dann die Albertiner nur mit wenigen Ausnahmen verblieben, eine Verblendung, durch die sie sich den ersten Platz unter den evangelischen Reichsfürsten zuletzt völlig verscherten. Der große Kurfürst erwarb sich ihn, und fortan herrschten zwischen dem kursächsischen und dem brandenburgischen Nachbar Mißtrauen, Eifersucht und Feindschaft. Unter den vier Kurfürsten, die den Namen Johann Georg führten, beharrten Gesetzgebung und Verwaltung in den Formen, die ihnen August gegeben hatte, und diese Erstarrung des innern politischen Lebens wurde mehr und mehr zum Niedergange, bis die albertinische Politik den letzten Schritt auf ihrem abschüssigen Wege that und August der Starke, um die elende polnische Krone zu erlangen, katholisch wurde. Das altlutherische Staatskirchentum wurde indes dadurch nicht verändert, und, beruhigt über seinen Glauben, brachte das getreue Volk sieben Jahrzehnte lang unerhörte Opfer für die königliche Politik seiner beiden Kurfürsten mit der Glitterkrone Polens, von denen der erste das Land zugleich durch einen verschwenderischen Hofhalt ausfog. Sein unkluger Ehrgeiz warf es in die Wirren des nordischen Krieges, und die Schweden, früher vom großen Kurfürsten bis an den Nordrand Deutschlands zurückgedrängt, rückten wieder bis in die Mitte des Reiches vor und zwangen den Polenkönig zu einem schmachvollen Frieden. Der volle Unsegen der ausländischen Krone offenbarte sich aber erst unter ihrem zweiten albertinischen Träger, als in den Tagen der schlesischen Kriege der Groll des Dresdener Hofes gegen den glücklichen Nachbar und Nebenbuhler an der Spree und Havel sich zu verblendetem Haffe steigerte und die polnisch-katholischen Großmachtsträume Brühls das deutsche protestantische Kurfürstentum vollständig aus den Geleisen weichen ließen, die ihm seine Lage und Natur anwies. Die Strafe war furchtbar: sieben Jahre lang mußte Sachsen besiegt und entwaffnet dem Preußenkönige die Kosten seines Krieges tragen helfen, und der endlich abgeschlossene Friede sah es fast so verwüstet und erschöpft, als der, der den Greueln des dreißigjährigen Krieges ein Ende machte. Die Verbindung mit Polen zerging, der Wettbewerb um den zweiten Rang im deutschen Reiche war endgiltig für

Preußen entschieden. Wir kommen nun mit unserm Kommentar zu dem dynastischen Reiterzuge an der Wand gegenüber dem Brühl'schen Palais zu der neuesten Zeit, die unter Friedrich Christian und Friedrich August sich in mancherlei Beziehungen besser als die frühere anließ und zuletzt eine derartige wurde, daß wir uns von Herzen den Freudenbezeugungen anschließen können, die das Jubiläum des Juni hervorrufte. Friedrich August gehörte zu den mit Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts auftretenden Landesvätern, die bewußt oder unbewußt von Friedrich dem Großen gelernt hatten. Einsichtsvoll, wohlwollend und gerecht, verbreitete er über das vielfach und schwer heimgesuchte Land den Segen einer sorgfamen Herrschaft, der an die Tage Vater Augusts gemahnte. Die zum Himmel schreiende Verschwendung und Schwelgerei des Hofes nahm ein Ende, die Finanzen wurden gründlich geordnet, die gelockerte Zucht im Beamtentum befestigte sich unter ihm wieder, er berief verständige, charaktervolle Männer zu Ratgebern und schloß sich in der deutschen Politik zunächst aufrichtig dem preußischen Nachbar an. Im übrigen lebte er in den Anschauungen des altständischen Staates mit seinem Adel, dessen Wille und Interessen auf den Landtagen allein vertreten waren und dessen Privilegien anzutasten ihm als Rechtsverletzung unmöglich erschien. Es war ein grausames Schicksal, das diesen sanften, bedächtigen, friedliebenden Fürsten in die Abenteuerpolitik des ersten Napoleon verwickelte und ihn nach der Schlacht bei Jena zum einzigen Treubruch seines Lebens, dem Rücktritt vom preußischen Bündnisse bewog, wobei ihn nicht Ehrgeiz, sondern einzig die Sorge um die Rache des Siegers an seinen Unterthanen antrieb. Die gleiche Rücksicht auf sein Land und Volk ließ ihn geduldig persönliche Entwürdigung durch den Franzosenkaiser ertragen, und als er nach der Schlacht bei Leipzig Kriegsgefangener der Preußen wurde, war er sich nur bewußt, seine Pflicht als Glied des Rheinbundes und als sächsischer Landesherr erfüllt zu haben, nicht aber, nun die Folge der Niederlage tragen zu müssen. Mit dem Gefühl, ungerecht behandelt und schwer gekränkt worden zu sein, kehrte er 1815 in den Rest seines zur Hälfte preußisch gewordenen Landes zurück, und der Empfang, den er dort fand, konnte ihn darin nur bestärken. Die große Mehrheit der Sachsen meinte es mit den Huldigungen, die sie ihm entgegenbrachten, sicherlich aufrichtig, sie glaubte, ohne den greisen Herrn nicht leben zu können, und hiermit verband sich unzertrennlich der bitterste Haß gegen Preußen, seit langer Zeit schon vorhanden und durch die Teilung zu blindem Wahnsinn gesteigert. Es war traurig, aber nicht gerade verwunderlich. Während es in den letzten beiden Jahrhunderten mit Sachsen fast ohne Unterlaß bergab gegangen war, war Preußen beinahe ebenso stetig gestiegen, und fast jeder Triumph der deutschen Politik war eine Niederlage der sächsischen gewesen. Wer aber begriff die Gerechtigkeit dieser Thatfachen in einem Lande, das von der nationalen Begeisterung

der Freiheitskriege kaum angeweht worden war? Es bedurfte langer Zeit, um eine verständigere Stimmung im Volke und am Hofe herbeizuführen, wogegen die Mißstände im Innern eher zu schwinden begannen. Friedrich Augusts Nachfolger, König Anton, wie er, ein hochbetagter Herr, hätte es am liebsten in allen Stücken beim alten gelassen, aber der Wellenschlag der Pariser Juli-revolution, der sich auch in Sachsen fühlbar machte, drängte in andre Bahnen. Der Staat verjüngte sich durch Einführung des konstitutionellen Systems, die alten Feudalstände machten einem Landtage mit zwei Kammern Platz, und ein Liberalismus allerdings sehr gemäßigter Art fing an, die verrotteten Zustände auf dem Wege der Gesetzgebung zu bessern. Auch der deutsche Gedanke, der im preussischen Zollverein lag, drang unwiderstehlich im Lande ein und führte 1834 zum Anschluß an diesen zunächst wirtschaftlichen Bund, der sich später trotz aller Bemühungen preußenfeindlicher Minister nicht mehr lösen ließ. Die Bewegung, die die Pariser Februarrevolution auch in Sachsen hervorrief, verlief, nachdem sie das Königreich binnen kurzer Frist in ein Lager des Radikalismus verwandelt hatte, ergebnislos sowohl für die nationale Sache als für das innere Verfassungsleben. Auf die Anarchie, die die Demokraten mit ihren thörichten Forderungen und zuletzt mit Gewaltthaten heraufbeschworen hatten, folgte eine vieljährige Reaktion, die durch den Namen Beust genügend bezeichnet wird. Sie brachte im Innern gleichwohl einige Reformen zustande, aber in der deutschen Frage, die mit dem Jahre 1859 die Gemüter wieder lebhafter beschäftigte, leistete sie nur das Gegenteil von dem, was die Nation bedurfte, und Sachsen war hier die treibende Kraft des Partikularismus, mit dem die Regierungen der Mittelstaaten unter Anlehnung an Österreich die freilich anfangs schwächlichen Versuche Preußens, die Kräfte der Nation unter seiner Ägide zusammenzufassen, hemmten und solange vereitelten, bis Bismarcks geniale Energie und das preussische Heer dem Spiele 1866 siegreich ein Ende machten, und im norddeutschen Bunde der Anfang zum deutschen Reiche erstand. Das sächsische Heer hatte im böhmischen Kriege wie bei frühern Gelegenheiten, wo es auf der un rechten Seite stand, tapfer mitgefochten und in der Verwirrung, mit der die Schlacht bei Königgrätz in den österreichischen Reihen endigte, seine taktische Ordnung so wohl gewahrt, daß ihm der Rückzug über die Elbe fast ohne Verlust an Geschützen gelang. Einen Augenblick schwebte nach der Entscheidung durch die Waffen die Weiterexistenz Sachsens oder doch sein ungeschmälertes Fortbestehen in Gefahr, indem König Wilhelm es ganz oder teilweise seinen Staaten einverleiben wollte. Bismarcks genügsamer Staatsklugheit verdankt es, daß es heute sein achthundertjähriges Jubiläum feiern kann. Er widerriet sowohl die gänzliche Wegnahme des Landes als dessen Teilung. Seine hätte Österreich Ehren halber nicht zugeben dürfen, und bei Fortsetzung des Kampfes konnte sich Napoleon einmischen. Diese hätte dem neuen Bunde, den der preussische Staatsmann im Auge hatte, ein ver-

stimmtes und grossendes Glied eingefügt. So nahm der Friede der Dynastie keinen Besitz an Gebiet und nur soviel von ihren Souveränitätsrechten, als die Natur eines Bundesstaates unbedingt verlangte. Diese Rücksicht trug ihre guten Früchte, und hier beginnt der Abschnitt der Zeit, die uns das Jubiläum freudenvoll mitfeiern läßt, indem wir sagen: endlich ist es doch gut geworden, und unser Heimatsland nimmt nunmehr seine rechte Stellung ein; nicht am wenigsten gilt von seiner Regierung das Wort Bismarcks, daß die im Bundesrate vertretene Politik der deutschen Fürsten und Ministerien seit Bestehen des großen Einigungswerkes mehr zu dessen Befestigung geleistet habe als der dazu in erster Reihe geschaffene Reichstag mit seinen Parteien, dem partikularistischen Zentrum und den Kosmopoliten des fortschrittlichen und des sozialistischen Lagers. Wie wir keine Partikularisten sind, so wollen wir auch nichts von den Klagen und Wünschen der Unitarier wissen, solange die Glieder des neuen Organismus die Treue bewahren, die nächst ihrem wahren Interesse dessen bester Kitt und Halt ist, und die sie nach Überwindung der Mißstimmung über den Verlust an doch nur scheinbarem Ansehen, die sie anfänglich empfunden haben mögen, und des ersten Mißtrauens gegen die leitende Macht mit jedem Jahre der Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse deutlicher und aufrichtiger an den Tag legen. Schon die Thronrede, mit der der sächsische Landtag im November des gesegneten Jahres 1866 eröffnet wurde, sprach den festen Entschluß des Königs Johann aus, mit gleicher Treue wie zu dem frühern Bunde auch zu dem jetzigen zu stehen, und zur Bekundung ihrer aufrichtigen Ergebung in die neue Ordnung der Dinge erschienen bald nachher der König und der Kronprinz als Gäste am Berliner Hofe, ein Besuch, der von dem Kronprinzen, als er seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, bis heute fast in jedem Jahre wiederholt wurde. Als 1867 die französische Regierung die sächsische zur Beteiligung an der europäischen Konferenz einlud, die die römische Frage regeln sollte, lehnte man dies in Dresden loyal und taktvoll unter Hinweis auf den Norddeutschen Bund und dessen Recht, Sachsen hierbei diplomatisch zu vertreten, ab, und eine ähnliche Antwort wurde Rußland erteilt, als es 1868 Sachsen aufforderte, auf einer internationalen Konferenz zur Abschaffung der Sprenggeschosse unmittelbar mitzuberaten und abzustimmen. Die Politik Beusts mit ihrer Großmannsjucht war eben vollständig aus den Regierungskreisen verbannt, und in Preußen fand diese Wendung der Dinge bereitwillige Anerkennung in Thatfachen. Hand in Hand hiermit ging die Umstimmung in der Bevölkerung. Zuerst langsam, bald aber schneller griffen hier nationaler Gemeinsinn und Erkenntnis der Vorteile, die die neue Stellung des Landes der Förderung seiner materiellen Interessen bot, um sich, und immer einflußreicher wurde die nationale Partei gegenüber den Resten der partikularistischen, die sich zuletzt beinahe nur noch auf die Kreise des hohen Adels, der Armee und des kleinen Beamtentums

beschränkte. Die Verlegung des neu geschaffnen Oberhandelsgerichts, aus dem sich das oberste Gericht des Reichs entwickelte, nach Leipzig war Ausdruck eines Vertrauens, das auch sächsischerseits Vertrauen erweckte, und Befriedigung eines berechtigten Selbstgefühls, die nur preussischen Partikularisten nicht zusagen konnte. Sehr wesentlich wirkte auf die Gesinnung der Armee die Rolle, die ihr der Krieg mit Frankreich an der Seite Preußens zuwies. Tüchtig wie allezeit vorher, aber auch siegreich wie kaum je vorher, focht sie neben den deutschen Waffenbrüdern von Norden und Süden unter der Führung des Kronprinzen, den wir jetzt als König verehren, dann des Prinzen Georg in den Schlachten bei St. Privat, Beaumont, Sedan und Brie sur Marne und half uns das deutsche Reich und eine sichere Westgrenze gewinnen. Die Zeiten nach dem großen Kriege sind noch in aller Gedächtnis, und wir heben aus ihnen nur einige bezeichnende Vorgänge hervor. 1872 verschwanden die Gesandtschaften in Paris, Petersburg, Florenz und Weimar vom Budget, und 1874 bewilligte die zweite Kammer die Kosten für die in Wien nur mit einer Stimme Mehrheit. 1872 sprach dieselbe Körperschaft die Erwartung aus, die Regierung werde im Bundesrate der Ausdehnung der Kompetenz des Reiches auf das Privatrecht zustimmen, die erste Kammer jedoch verwarf den Antrag mit der in ihrer Mehrheit sich fortrichtenden Abneigung gegen das Reich. Aber in nächsten Landtage verlangte die Regierung selbst die Zustimmung der Kammern zur Ausdehnung der Reichskompetenz auf das gesamte Rechtsgebiet, und die Gesetzgeber auf der Pirnischen Straße erteilten sie, auch die vom ersten Range sahen jetzt von weiterem Sträuben ab.

Die Gegenwart ist mit den Worten charakterisirt: ein trefflicher König auf dem Throne, durchaus im Einklange mit der obersten Reichsgewalt, in einer Stellung zum Kaiser, die nicht nur eine pflichtgetreue ist, sondern auch an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, umgeben von gleichgesinnten tüchtigen Räten, ein weiser Förderer auch der heimischen Angelegenheiten; eine fortschreitende Gesetzgebung, eine wohlgeordnete Verwaltung, vorzügliche Finanzverhältnisse, beste Pflege des Volksunterrichts, ausgiebigste Sorge für die Wissenschaft, die die Leipziger Hochschule zum Range der nächsten nach Berlin erhoben hat, ein wohlgerüstetes Heer als starkes Glied im Organismus der deutschen Wehrkraft und die zuversichtliche Hoffnung, daß alle diese Segnungen dem Lande erhalten bleiben und seine Zukunft noch schöner und reicher gestalten werden. Glückliches Sachsen im goldenen Ringe des Reiches, glücklich und mit Recht stolz, mit allem Zug jubelnd, freudenvoll erregt — endlich, endlich per tot discrimina rerum! Das Staatsschiff flaggt im sichern Hafen, nach Sturm und gefährvoller Klippenfahrt unter Führern, die sich oft wenig auf die Seefahrt verstanden. Es sieht für eine weitere Reise in die Zukunft heitern Himmel und ebne See vor sich. Stimmen wir ein in die Freude darüber — jubilate!